

Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

Band: 14 (1924)

Heft: 25

Artikel: Drei Dorfskizzen [Schluss]

Autor: Kaiser, Isabelle

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-639481>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 16.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Holzer-Hanses Trost.

Von Simon Gfeller.

Holz han i ärstig gsaget,
U's macht mer ghörig heis;
Die schwär Franzose sage,
Wož Mänt! löst ein der Schweiß!

 „Jo jo“, so muež i däiche,
„Mi ist nid gäng e Flueh,
's geit halt mit mir so sattli
Em alte Huuffe zue.“

 Du chunnt mi Junge z'saue.
Steit änenohe dra,
Rekt au a's Sagehefti
U zieht, so fest er ma.

 Jež isch es besser gange;
Die Sage lauft im Schmū;
Chuum het men oben agsekt,
So isch men unden us.

 Drumm will i nümme chlage
U miedch 's mer no so warm;
D'Chraft wo=n'i ha verlore,
Gspürt jež der Jung im Arm.

 Es het jo nid viel z'säge.
Wen i scho nümme ma;
I ha gottlob e Junge,
Wo tüchtig schaffe cha.

Drei Dorffskizzzen.

Von Isabelle Kaiser.

II. Was die Herde tat.

(Schluß.)

An diesem Abend schlief der Fahrts-Lukas in der niedern Kammer. Ein Föhnwirbel wedte ihn. Ihm war, er hätte im Traum das Bimmeln der Glocken vernommen. Er strich mit der rauhen Hand über die feuchte Stirn:

„Bei Sankt Wendelin, es ist das Alpdrüden! Ich glaubte mich noch auf der Archad.“

Die Klage des Windes zog vorüber — und mit ihr ein anhaltendes Klingeln, das durch die Nacht näher heran-kam. Der Mann befreute sich:

„Der Pfarrer ist's mit dem Sterbesakrament. Er geht, um den alten Sassel zu verwahren.“

Doch, nein, dieses Gelingel war voll bebenden Lebens. Es klang nichts zum Sterben Mahnendes darin. Er glaubte den dumpfen Ton einer Schelle und die silbernen Töne der Ziegenglöcklein zu vernehmen.

Da zündete er ein Streichholzlein an und schaute nach seiner Uhr: es war elf. Man führte keine Herde auf die Weide um diese Zeit.

Er wedete den Herhem-Migi auf: „He, was hörst du?“

„Bähglode (Biehglocken)!“ sagte der andere kurz und setzte sich verwirrt in seinem Bett auf. „Bi Gott, es ist die Schelle unserer Bleß... ich würde sie unter Hunderten erkennen!“

Schon ertönte im schlummernden Dorf das Trampeln der Kühe auf dem harten Boden, die Glöcklein zitterten durch die Nacht wie besorgte Seelchen. Es war das Stampfen einer wandernden Herde!

Die Männer stießen die Läden auf. In der Helle des Mondes, den die Wolken wechselweise deckten und ent-schleierten, sahen sie mit höchstem Staunen die Kühe und den Stier, die Schafe und die Geiß, die heute morgen in einem solchen Rausch von Ungeduld ausgezogen waren, dem Stalle zustreben und mit den Hörnern an seine verschlossene Pforte stoßen.

Die Bleß ließ ein langes heischendes Brüllen hören.

„Beim heiligen Joseb! Diese Tiere sind toll, toll zum Anbinden!“ grollten die Männer, wütend, von ihnen ge-prellt zu sein, denn die ganze Arbeit der Alpbesteigung war wieder neu zu beginnen.

Mit Püffen und Flüchen wurde die wandernde Herde unwillig im Stall wieder aufgenommen...

Am folgenden Morgen, als der alte Matté Marie auf der Archadalp aus der Hütte trat, stand die Weide tief überdacht und die Herde war verschwunden. Kein einziges Tier antwortete auf den Ruf seines Hornes. Tiefe unten, in der Lielischlucht, lag das jüngste Lamm, das sich im Dunkeln verirrt hatte, leblos wie eine wollene Flocke, der Bleß bedeckte es mit seinem weißen Bließ.

Im Tal schneite es den ganzen Tag und die ganze Nacht mit dicht gedrängten Flocken! Das Gras duckte sich besiegt, die Wipfel der Bäume bogen sich unter der schweren Last und brachen; die Nester krachten unter dem eisigen Zwang. Die Rosenstauden ächzten und starben an der ungewöhnlichen schneieigen Pracht.

Ein Wehklagen zog durch das verwüstete Land — dieweil im weichen Wohlsein von Herhem-Migis Stall, inmitten der auf der Streu schlaftrig lagernden Tiere, die alte Bleß friedlich ihr Winterfutter wiederkaute.

III. Aquis submersus . . .

„Wo ist dein Brüderlein, Meiradi?“ fragte die Lehrschwester, als er allein in die Schule kam.

„Er ist frank“, antwortete das Kind, das sich die Abwesenheit Jakoblis nicht anders deuten konnte.

„Wo ist denn Jakobli?“ fragte auch die Mutter, als Meiradi, den Feldern entlang schlendernd, wo man das Junigras mähte, allein heimkehrte.

„Ich weiß nicht,“ gestand der Bub, „Jakobli kam auch nicht zur Schule.“

Die Mutter glaubte, daß er geschwänzt hatte, trotzdem es nicht seine Gewohnheit war. Man wartete ab. Aber als der gute Duft der dampfenden Suppenschüssel durch das Zimmer schwebte, ohne den kleinen hungrigen Bub heimwärts zu locken, da ängstigte sich die Mutter.

Man suchte nach dem Kinde.

Es war nicht im nachbarlichen Stall, damit beschäftigt, die Mäuden mit seiner Weidengerte vom Hals der Kühe zu vertreiben. Es war nicht unter den Mähdern, um sich eine Schierlingspfeife zu schnüren. Es war weder in der Sankt Anna-Kapelle, um die heilige Muttergotteserzieherin zu betrachten, noch in der Säge zu Rütenen, inmitten der frischen Bretter, oder in der Seebucht, um sich im Rudern zu üben in den geankerten Schiffen.

Man erinnerte sich, daß er, stolz auf ein gefundenes schlankes Bambusrohr, es in eine Fischrute umwandelt und im Triumph seinen ersten Fisch heimgebracht hatte: ein ganz kleines silbernes Ding, das an der Angel zappelte. Von einem wahren Feuerfeuer erfaßt, hatte er erklärt, daß er eine ganze Masse heimbringen wolle, damit man sie seinem Däddn baden könne.

Vielleicht hatte er sich vergessen, vertieft in der aufmerksamen Betrachtung des blauen Wassers, um eine Beute zu erspähen, die gutmütig genug war, sich vom Röder locken zu lassen, aber der Fisch hatte nicht angebissen, und der Bub verharrete gewiß in seiner sehenden Erwartung. Und die Stunde der Schule verhallte ungehört.

Man eilte zur Seemauer, wo er zum Fischen gestanden. Man erblickte ein Bild von stummer und eindringlicher Veredsamkeit: die Fischrute trieb auf der Wasserfläche dahin, verlassen, dieweil auf der Steinmauer der kleine weiche Filzhut lag, als hätte das Kind die Stirn vor einer Majestät entblößt...

Aber Jakobli war nicht mehr da.

Man fand seinen Schultasche auf dem Rasen. Er hatte sich aller Last entledigt, ehe er vor dem höchsten Meister erschien. In seinem Aufnahmehefte, das auf das Gras gefallen war und das man zufällig auffschlug, wie um das Wort dieses schmerzlichen Rätsels zu finden, hatte er für seine letzte Aufgabe diese Worte abgeschrieben: „Das Leben ist eine Gottesgabe...“

Er hatte sie zurückgestattet, und der Sach blieb bei diesem Worte unterbrochen: „Das Leben ist...“

Das Leben war nicht mehr... Der kleine Schüler hatte das allerleichteste Examen bestanden. Die schiefgelaufenen Schuhe mit den vernagelten Sohlen lagen verlassen auf dem Rasen. Er war nackten Fußes dem Tod entgegengewandert, wie die Araber, die ihre Schuhe abstreifen, um über die Schwelle ihrer Tempel zu schreiten...

Die Mutter stieß einen Schrei aus und fasste die Hände in der flehentlichen Anrufung von Jesus und Maria und des hl. Antonius von Padua, der alles Verlorene zu finden verhilft.

Der Vater, ein harter Bauersmann, war tiefer gerührt, als er es zu zeigen vermochte, durch den Umstand, daß der Bub sich nicht gescheut hatte, bis zum ewigen Strand hinüberzugehen, um seinem Däddi Fische zu fangen. Er krachte sich den Kopf in einer verlegenen unglücklichen Haltung. Er suchte sich selbst zu täuschen und wiederholte mechanisch die Worte: „Vielleicht kommt er doch wieder... vielleicht ist er gar nicht weit.“

Aber das unfehlbare Gefühl der Mutter täuschte sie nicht. Sie hatte den Schlag mitten ins Herz erhalten... Nein, Jakobli würde nicht mehr wiederkommen, außer wie ein weißes Gespenst in ihren nächtlichen Gesichten, oder wie ein kleiner, heimlicher Schatten, der sie überall im Haus begleiten würde und der ihr durch seine erhobene Hand die Sonne verschleierte...

Hatte er nicht all seine ärmliche irdische Kleidung, seine Schuhe, seine Soppe, seinen Hut und seinen Schultasche, als Unterpfand seines kurzen Verweilens in dieser Welt zurückgelassen, um fast nackt von hinten zu gehen, wie er gekommen war an einem herbstlichen Abend?

Sie schaute auf den See hin in stummer Verzweiflung, wie auf einen großen Feind, der ihr einen Schlag entrissen hatte und sie ärmer zurückließ in ihrer Not... Was wußte man vom Geheimnis, das sich unter dieser schillernden Fläche verbarg? Und wie waren die Mächte geartet, die dort unten herrschten?

Der Fisch, dem er lauerte in seiner kindlichen Lüsternheit, hatte sich dafür gerächt, daß er ihm eine Falle stellte, und hatte ihn in sein Reich hinuntergerissen. Das Seeweibchen, dessen Nacken in stürmischem Tag im Wellenkamm leuchtete, hatte seine feuchte Hand auf die Lippen des Kindes gedrückt, um seinen Schrei zu ersticken, als das Tageslicht ihm plötzlich entchwand. Sie rollte ihn in ihren Schaumschleier, um ihn wie eine Beute in die grünen Kristallhallen zu entführen. Sie würde ihn wohl nicht wiedergeben.

Die Mutter zitterte davor, einen kleinen aufgeschwemmbten Körper auf der fahlen Oberfläche erscheinen zu sehen, der ihre letzte jähre Hoffnung auf eine mögliche Wiederkehr des verlorenen Kindes für immer zerstören würde. Und anderseits, wenn der See ihn entrissen hatte, so wünschte sie sehrlichst, daß er ihr die kleine Leiche zurückstatten würde, um sie in geweihter Erde betten zu können und auf dem Hügel ihre schönen Purpurgeranien, die den Stolz ihrer Fenster bildeten, pflanzen zu dürfen. Dann besäße sie wenigstens eine Stätte, die der Herr Pfarrer mit dem heiligen Wedel besprengt und mit den geweihten Worten gesegnet hätte: „Requiem aeternam dona eis, Domine, et lux perpetua luceat eis...“

Und es wäre dies der letzte und einzige Trost für die Frömmigkeit der Mutter.

Der Vater erinnerte sich früherer Tage und wiederholte jedem Ankömmling: „'s ist an guete Buob g'si... er hat für mi welle fische... und isch g'salle...“

Und sie hatten alle beide, als der Pfarrer kam, den Mut, in schlichter Weise zu sagen: „Gott hat ihn uns gegeben, Gott hat ihn wieder genommen, der Name Gottes sei gesegnet!“

Die eifersüchtige Flut gab nichts zurück, der nahe Wildbach, der sich in den See stürzte, hatte wohl in seinem stürmischem Drang das kleine Opfer davongetragen und in unerreichbare Tiefen gezogen. Man untersuchte den See in der Nähe der Unglücksstätte, aber der kleine Körper war durch geheime Hände in unergründlichen Abgründen gehalten, und die reißenden Flüsse, die den See hastig verlassen, entführten ihn vielleicht dem Ozean zu.

Die Mutter erblickte jeden Tag das große Grab ihres Kindes, ein Grab, das Gott allein mit dem Segen der lauen Regentropfen besprengte und auf welchem die Engel flammende Strahlentränze niederfallen ließen. Oft glitten Blüten dem Wasser entlang, wie die Opfergabe einer unbekannten Hand.

Der ältere Bruder Meiradi fand in der Unbewußtheit seines kindlichen Egoismus eine zufriedene Bemerkung, die für ihn die ganze geheime Tragödie zusammenfaßte: „Wir werden jetzt mehr zu essen haben!“ sagte er, als er den leeren Platz am Tisch sah und berechnete, daß die Portionen nun größer würden. Er war im Alter, wo die Welt sich nach der Größe der Gelüste mißt.

Die Mutter lächelte mit Bitterkeit. Sie wäre gesättigt gewesen, hätte sie selbst ihren eigenen Teil dem zu früh vom Tisch verschwundenen Gast abtreten dürfen.

Sie erwartete ihn lange noch, in die Weite blickend, ob er nicht durch die Wasserpfade wiederkomme, die Pfade, die der Mond in den grausamen schlaflosen Nächten ver-silberte.

Sie harrt noch auf ihn. Sie sagt, daß sie ihn weinen hört, wenn der Föhn vorüberstreift und all diejenigen aufweckt, die auf dem Wasserkissen schlummern... Er kommt zu ihr im Nebel, der über die Wasser schwiebt und wesenlose Arme austreckt unter dem Schleier... Aber wenn der Regenbogen am Himmel erscheint, da lächelt sie, als ob dieser vielfarbige Bogen die Brücke sei, die die Seele der Ertrunkenen dem Himmel zuführe... Im kleinen Friedhof, der sich im Schatten des patriarchalischen Kirschbaumes duft, gab es keine Grabstätte, die den Namen Jakobli Amstad auf dem Kreuze trug. In den Zeitungen war die geheimnisvolle Tragödie dieses Kindes in einer banalen Zeile zusammengefaßt: „Ein achtjähriger Knabe ertrank in dem See beim Fischfang.“

Das war alles.

Aber auf der Fläche des Sees, die wie ein schimmern-des Bahrtuch all die im Laufe der Zeiten entschlummerten Opfer bedeckt, hatte der kleine jüngst ertrunkene Jakobli Amstad doch eine glorreiche Grabschrift, durch die Pfeile der Sonne gestochen, auf den Furchen des Mondes mit den Diamanten der Sterne in mystischen Hieroglyphen niedergeschrieben: C—P—A—S, die die trauernde Mutter und der auffluchzende, vorüberziehende Wind allein entziffern konnten:

„Casu pericolo aquis submersus.“

Hie ruht Jakobli Amstad, durch gefährlichen Zufall im Wasser ertrunken.

Mittel gegen die Liebe.

Nimm d's Holz vom Für, so brönnit es nit;
Fleih d'Meitli we d' nit liebe wit!
Magst das nit? — Nu härath e chly,
Was gilt's, der Liebi guetet's gly!
Gottlieb Kuhn.